
Haus zum Dolder
Sammlung Dr. Edmund Müller
Beromünster

Wege und Horizonte

Orientierung in
einer komplexen Welt

24. Münsterer Tagung

Samstag, 26. November 2022,

14.30 bis 18 Uhr im Stiftstheater Beromünster

24. Münsterer Tagung

Der Begriff «Orientierung» leitet sich von «Orient» ab und hängt mit der Ausrichtung der ersten Kirchen zur im Osten aufgehenden Sonne zusammen. Himmelskörper und deren Konstellationen, Kalender und während des Jahreszyklus praktizierte Bräuche dienen den Menschen seit jeher als Wegweiser und Sinnstifter in einer komplexen Welt.

Die diesjährige Münsterer Tagung beleuchtet das Thema Orientierung aus astrophysischer, kulturwissenschaftlicher, psychologischer und theologischer Perspektive. Sie setzt sich einerseits mit Weihnachten als gesellschaftlichem Orientierungspunkt auseinander, der mit Vorfreude und Brauchtum verbunden ist. Andererseits widmet sie sich naturwissenschaftlichen Phänomenen wie dem Erdmagnetfeld und dem Polarstern, die wie der mythologische Stern von Bethlehem als Orientierungshilfen dienen.

Die Tagung lehnt sich thematisch an die Sonderausstellung «Es weihnachtet sehr» an, die das Haus zum Dolder im Advent 2022 zeigt.

Mitwirkende

Brigitte Boothe

Prof. em. Dr. phil., Psychoanalytikerin und Psychotherapeutin
Von 1990 bis 2013 Inhaberin des Lehrstuhls für Klinische Psychologie an der Universität Zürich. Heute: Psychoanalytische Gemeinschaftspraxis Bellevue in Zürich.

Maria Brun

Dr. theol., Theologin und ehemalige Gymnasiallehrerin
Spezialistin für Orthodoxe Theologie. Landesdirektorin des Hilfswerks Catholica Unio (Schweiz).

Jürg Junker

Pensionierter Gymnasiallehrer
Studium der Mathematik, Physik und Geologie in Bern.
Gründer der Sternwarte auf dem Dach des Don Bosco in Beromünster.

Dominik Wunderlin

lic. phil., Kulturwissenschaftler
Ehemaliger Leiter der Abteilung Europa/Volkskunde und Vizedirektor am Museum der Kulturen Basel.

Franziska Brunner

Harfenistin, Organistin und Lehrerin
Ausbildung zur Primarlehrerin, Studium Harfe am Konservatorium in Genf und Kirchenmusik in Luzern.

Programm

Begrüssung

Manuel Menrath, Leiter Haus zum Dolder

Weihnachten naht – Orientierung in der religiösen Welt

Maria Brun

Kompass, Polarstern und Sonnenuhren: Was können Naturwissenschaften zur Orientierung beitragen?

Jürg Junker

– Kurze Pause –

Weshalb brauchen wir Bräuche – und welche? Bemerkungen zu einer ernst gestellten Doppelfrage

Dominik Wunderlin

Vorfreude – die Kunst des Wartens

Brigitte Boothe

Die Tagung wird von der Harfenistin Franziska Brunner musikalisch umrahmt und um 18 Uhr mit einem Apéro im Foyer des Stiftstheaters abgerundet.



Tagungsbeitrag

Fr. 30.–, inkl. Apéro
Schülerinnen/Schüler und
Studierende mit Ausweis gratis



Anmeldung

Mit beiliegender Karte oder auf
tagung@hauszumdolder.ch



Tagungsort

Stiftstheater Beromünster im oberen Teil des
Fleckens Beromünster, am Fuss des Stiftshügels



Kassenöffnung

14 Uhr



Anreise mit öV

Bus 50/52 ab Luzern Bahnhof alle
30 Minuten. Postautos ab Sursee,
Hochdorf und Beinwil am See



Parkplätze

Beim Oberstufenschulhaus an der Strasse
Richtung Sursee oder auf dem Rötheli-
Parkplatz an der Strasse Richtung Aarau



Ausstellung

Die Sonderausstellung «Es weihnachtet sehr» im Haus zum Dolder
ist vor der Tagung von 12.30 bis 14 Uhr geöffnet.

Begrüßung

Manuel Menrath, Leiter Haus zum Dolder

Begrüssung und einleitende Worte zum Thema «Orientierung»

Manuel Menrath, Leiter Haus zum Dolder

Ich habe mich mit einem guten Bekannten, der in Frankreich lebt, vor einiger Zeit über das Thema Orientierung unterhalten. Er erzählte mir dabei von einer Begebenheit. Beim Besuch des Friedhofs in seiner Wohngemeinde traf er seine Nachbarin. Sie war unheilbar krank, was er aber nicht wusste. Während sie ins Gespräch kamen, fragte sie ihn, ob es eine Auferstehung gäbe. Er liess seinen Blick über die zahlreichen Gräber schweifen. Dabei fiel ihm auf, dass alle dieselbe Ausrichtung hatten, und zwar zur Dorfkirche hin, die in einer Entfernung vom Friedhof auf einer Anhöhe stand. Die Kirche wiederum war nach Osten zum Sonnenaufgang ausgerichtet. Mein Bekannter wies seine Nachbarin auf die Ausrichtung der Gräber hin und erklärte ihr, dass dies eine konkrete Bezeugung früherer Generationen gewesen sei, die in ihrer Grundorientierung auf den Sonnenaufgang ausgerichtet waren, der wiederum die Auferstehung Christi symbolisierte. Diese Orientierung war damals im kollektiven Bewusstsein verankert, sie war ein Glaube, der die Dorfgemeinschaft innerlich zusammengehalten und ihr einen Sinn gegeben hat, vor allem, was den Tod betrifft.

Eine solche kollektive Überzeugung, in die noch im letzten Jahrhundert die Dorfkinder sozialisiert wurden, ist heute erodiert. Man braucht nur einen Sonntagsgottesdienst zu besuchen, um zu sehen, wie leer die Kirchen geworden sind. Was in einem Dorf am Abbröckeln ist, fällt in den städtischen Gesellschaften erst recht auf. Denn diese Grundorientierung, die vor wenigen Generationen so vieles einte, ist heute nicht mehr kollektiv gültig und im Zeitalter der Diversität nur noch eine von vielen. Deswegen ist Orientierung in ihrer tieferen Bedeutung von Sinnggebung des ganzen Lebens und Sterbens heute nicht mehr allgemein vorauszusetzen. Sie wurde zu einem äusserst komplexen Phänomen.

Der Nobelpreisträger und Quantenphysiker Werner Heisenberg hat das Orientierungsproblem der Moderne mit einem Kompass auf einem Hochseeschiff verglichen. Der Kompass ist zwar vollkommen intakt, die Maschinen auf dem Schiff auch, aber die Nadel zeigt nicht mehr nach Norden, wegen verschiedener Magnetfelder der technischen Geräte. Komplexität kann zu Orientierungslosigkeit führen. Mit diesem Problem hat jeder zu tun, der sich um Orientierung bemüht. Denn seit Giordano Brunos Unendlichkeitsverständnis, in der die Erde keinen Mittelpunkt im Universum mehr darstellt, und Albert Einsteins Relativitätstheorie, in der es beispielsweise weder oben noch unten gibt, ist nichts mehr selbstverständlich. Aus diesem Grund kann ein Orientierungsmodell, das von früheren Generationen gelebt worden ist, eine grosse Hilfe sein. Dies trifft besonders auf indigene Gesellschaften zu, die durch den europäischen Imperialismus zerrüttet wurden. Die Orientierung an traditionellen Werten stärkt ihre Identität in einer globalisierten Welt, in der sie sich neu finden müssen. Doch dieses Neue ist für viele, auch in der westlichen Gesellschaft, schwer zu verstehen. Ein geschichtliches Verständnis der eigenen Herkunft, kann aber auch in unserer Hemisphäre den Weg weisen, tapfer nach vorne zu schreiten.

Die oder der in einer komplexen Welt nach Orientierung Suchende, wird auf jeden Fall nicht um eine Situation herumkommen, wie sie in einem buddhistischen Gleichnis ausgemalt ist: Kaulquappen in einem Teich erleben, wie ein wenig älterer Artgenosse seine Gestalt wechselt und plötzlich an der Wasseroberfläche verschwindet. Nach einiger Zeit kommt er

als junger Frosch zurück. Die Kaulquappen wollen wissen, wo er war und wie es dort gewesen ist. Er fängt an zu erzählen, aber die Kaulquappen können nichts verstehen. Sie können sich nicht vorstellen, wie sich trockenes Gras anfühlt und wie die Farben in der freien Luft leuchten. So kann jemand, der sich in einer komplexeren Umgebung orientiert hat, nicht einfach den Sinn verständlich machen. Es braucht Geduld und Vertrauen.

Der Versuch dieser Tagung ist es, sich verschiedenen Orientierungsweisen anzunähern und die Komplexität des Themas ernst zu nehmen. Denn wir müssen uns immer wieder neu orientieren, da die Herausforderungen, wie die derzeitige Weltlage zeigt, nicht minder werden. Ich freue mich, dass wir heute vier Referierende zu Gast haben, die sich dem Thema Orientierung in astronomischer, kulturwissenschaftlicher, psychologischer und theologischer Perspektive nähern.

Weihnachten naht – Orientierung in der religiösen Welt

Maria Brun

Weihnachten naht – Orientierung in der religiösen Welt

Die heutige Eröffnung der Ausstellung «Es weihnachtet sehr» öffnet gleichzeitig die Tür zum Advent. Advents- und Weihnachtszeit sind dicht gedrängt mit Brauchtum. Alte und neue Bräuche überlagern sich. Die Menschen sind kreativ und ermüden kein Jahr, die Freude auf Weihnachten hin erneut zum Leben zu erwecken. Gross und Klein fiebern mit.

Brauchtum ist ein Thema dieses Abends. Advent und Weihnachten leben von diesem Brauchtum und es ist gut, wenn dieses lebendig bleibt und nicht verstaubt. So sind immer wieder Akzentverschiebungen festzustellen. Für die letzten Jahre heisst dies: Der Begriff «Adventszeit» ist marktbedingt fast vollständig der Bezeichnung «Weihnachtszeit» gewichen. Der «Christbaum» heisst vielerorts «Weihnachtsbaum». «Weihnachten» ist zum allgemeinen «Fest der Liebe» geworden. Bei diesem leisen Begriffswandel lässt sich nichts Negatives feststellen und doch: Er macht einer Verallgemeinerung Platz, welche langsam den christlichen Sinngehalt in den Hintergrund drängt. Die Überlegung, die dahinter steckt, ist eine durchaus soziale und kulturübergreifende im Sinne von: Alle sollen Weihnachten feiern können.

Wir möchten uns in diesen Ausführungen mit der Frage auseinandersetzen, inwieweit Bräuche eine Orientierung in der religiösen Welt sein können. Dies sei anhand von drei Beispielen aus je einer der drei monotheistischen Religionen aufgezeigt, jeweils mit einem Vergleich zu den andern beiden.

I – Simchat Tora – im Judentum

Die meisten Leute haben schon mal gehört, dass es im **Judentum** das Laubhüttenfest gibt, Sukkot genannt. Am Ende dieses Herbstfestes, welches auch den Hauch eines Erntedankfestes an sich trägt, genauer am 9. Tag, wird

seit dem frühen Mittelalter das Tora-Fest gefeiert. Während des ganzen Jahres wurden die fünf Bücher Mose gelesen und an Simchat Tora wird die Lesung abgeschlossen, um gleich wieder von neuem begonnen zu werden. Alle Tora-Rollen werden aus dem heiligen Schrein hervorgeholt, geschmückt und im Tanz durch die Synagoge getragen, begleitet von Freudenliedern, denn «die Tora ist das Buch des Bundes mit Gott». Zuhause wird in dieser freudigen Stimmung weiter gefeiert.

Im **Islam** nimmt die Heilige Schrift, der Koran, ebenfalls einen grossen Stellenwert ein. Er ist «das vom Himmel herabgekommene Wort Gottes». Er wird nur in ehrfürchtiger Haltung, Männer meistens und Frauen immer mit Kopfbedeckung, und mit reinen Händen angefasst. An gewissen Tagen verzichten Frauen auf das Berühren und damit auf das Lesen des Koran.

Nach dem **Christentum** beinhaltet die Bibel «das geoffenbarte Wort Gottes». In den Ostkirchen gibt es während der Liturgie einen feierlichen Einzug mit der Heiligen Schrift durch die Kirche, hin zum Altar. In den Westkirchen ist dieser Ritus verkümmert oder existiert gar nicht mehr. Jede Frau, jeder Mann, auch jedes Kind kann jederzeit in der Bibel lesen. Für viele Leute hat die Bibel keine grosse Bedeutung mehr; ein Freudenfest zu ihrer Ehre wäre kaum nachvollziehbar. Vielerorts fehlt die minimalste Ehrfurcht vor der Heiligen Schrift.

II – Ramadan – im Islam

Bei uns gibt es kaum jemanden, der den Begriff Ramadan nicht schon gehört hätte; viele wissen auch, was er bedeutet.

Ramadan ist die grosse Fastenzeit im **Islam**. Während 28 Tagen begehen die Muslimen und Muslimas weltweit ein Fasten, welches sich von der Morgendämmerung bis zum Nachteinbruch durchzieht, wobei auf sämtliche Nahrung und Getränke verzichtet wird.

Muslimische Menschen nach dem Sinn des Ramadan befragt, begründeten diesen mit der geistigen Verbundenheit aller Glaubensbrüder und -schwestern auf der ganzen Welt, dem bewussten sozialen Engagement in dieser Zeit und

im Verzicht sich bewusst zu werden, was es heisst, Hunger und Durst leiden zu müssen.

Nach einer religiösen Komponente für dieses strenge Fasten befragt, konnten die wenigsten eine Antwort geben. Vielen, vor allem der im Westen gross gewordenen Generation, ist nicht bekannt, dass der Monat Ramadan einen tief religiösen Grund hat. Der Fastenmonat führt auf einen für den Glauben wichtigen Zielpunkt hin, nämlich auf die sogenannte «Nacht der Bestimmung», in der – laut Tradition – der Koran vom Himmel herab gesandt wurde. Im Bewusstsein der Leute verankert ist jedoch, dass am Ende des Ramadan Bayram, das Zuckerfest, Id-al-Fitr, wartet. Was genau an diesem 3-tägigen Fest gefeiert wird, ist weniger wichtig als dass gefeiert wird.

Im **Christentum** kennt man vor allem die 40-tägige Fastenzeit vor Ostern. Dass die Adventszeit, ursprünglich auch 40-tägig, ebenfalls eine Fastenzeit war, kennt man nur noch in den Ostkirchen und in strengeren Klöstern im Westen. Dabei gehen verschiedene Bräuche genau auf diese Zeit des vorweihnächtlichen Fastens zurück, wie z.B. das Weihnachtsgebäck. Die verlockenden Schoggi-Osterhasen, termingerecht an Aschermittwoch in den Regalen, tragen auch das Ihre dazu bei, dass die Fastenzeit langsam im Volksbewusstsein zur Osterzeit wird. Und das stimmt: die Osterhasen gehören in die Osterzeit und nicht in die Fastenzeit. Abgesehen davon: fasten und verzichten sind mühsam und markthemmend, ausser man macht Heilfasten. Da sind es wiederum die Ostkirchen, die die Tradition bewahren und uns daran erinnern, dass wir im Verzicht auf konkrete Nahrungsmittel, vor allem tierischer Herkunft, auf das wichtigste Ereignis des christlichen Glaubens hingehen: den Tod und die Auferstehung Jesu Christi. Schade nur, wenn an diesem grossen Festtag die Freude über die Osterhasen bereits verklungen ist und man nicht mehr weiss, worüber und wie man sich jetzt freuen soll.

Das **Judentum** kennt ebenfalls mehrere Fastentage vor oder an grösseren Festen. Hier herrscht jedoch vielmehr der Charakter von Umkehr, Busse oder Trauer vor, z.B. vor und an Jom Kippur, dem Versöhnungstag, welches zehn Tage nach dem Neujahrsfest, Rosch-ha-Schana, begonnen wird, oder die 49 Tage zwischen Pessach und Schawuot, dem sogenannten Wochenfest, ursprünglich einem Erntedankfest im Frühling, dem Vorläufer von Pfingsten.

Die zehn geltenden Fastentage, die eine totale Enthaltbarkeit fordern, werden nur einzeln begangen. Sie unterstehen einer klaren Regel: «Faste nie länger als 25 Stunden am Stück – die Gesundheit geht vor.»

Reue und Rückkehr zu Gott sind die Beweggründe fürs Fasten. Aus diesem Grund verbringen viele Juden und Jüdinnen den ganzen Tag im Gebet; wer kann, geht in die Synagoge.

III – Weihnachten – im Christentum

Wenn wir hier wiederum einen Blick auf die vielfältigen Bräuche werfen, die den Advent charakterisieren und rhythmisieren, so kann man summarisch feststellen, dass das gesamte Brauchtum auf Weihnachten hin tendiert.

An Weihnachten wird die Geburt Jesu Christi gefeiert, für Christen die Geburt des Gottessohnes, des Erlösers, des lang ersehnten Messias. Insofern passt die neuere Bezeichnung «Fest der Liebe» durchaus.

Wir möchten hier jedoch den Akzent auf etwas ganz Bestimmtes setzen.

Auffallend viel Brauchtum hat mit Licht zu tun: angefangen mit der einen, ersten Kerze, die am 1. Advent am Kranz entzündet wird, über die frühmorgendlichen Rorate-Gottesdienste im Kerzenschein, bis hin zum hell erleuchteten Christbaum. Es sei dahin gestellt, woher die Bräuche kommen, ob heidnischen oder andern Ursprungs – das was für einen Christenmenschen gilt, ist: der Mensch gewordene Gottessohn, Christus ist das Licht der Welt. Er beleuchtet die wesentlichen Seiten des Glaubens, macht deutlich, worauf es im Leben ankommt und – und dies ist das Wichtigste – dass das Licht, das vom Himmel kommt, ausnahmslos allen Menschen leuchtet, bis in die dunkelsten Ecken einer verlassenen Seele, eines hoffnungslosen Daseins, einer trostlosen Situation. Das Licht, das von Gott her kommt, erreicht jeden und jede, egal wo er oder sie gerade im Leben stehen.

Mit der Geburt Christi kommt die Liebe und das Licht in die Welt, welches Hoffnung ist.

Mit einem Blick auf das **Judentum** findet sich etwas Ähnliches beim Fest Chanukka. Einige von Ihnen mögen sich an das gelesene oder verfilmte «Tagebuch der Anne Frank» erinnern. Chanukka ist ebenfalls ein Lichterfest, aber mit einem völlig anderen Hintergrund. Es gedenkt der Wiedereinweihung des entweihten Tempels in Jerusalem im Jahr 164 v.C., als nicht mehr genügend geweihtes Öl für den Tempelleuchter, die Menora, vorhanden war. So wird –

während acht Tagen – ähnlich wie beim Adventskranz, jeden Tag ein Licht mehr am 8-armigen Chanukka-Leuchter angezündet. Zudem macht man sich kleine Überraschungen und Geschenke. Chanukka fällt meist in den Dezember. Dieses Jahr findet das jüdische Lichterfest vom 18.-26. Dezember statt.

Im **Islam** gibt es nichts Vergleichbares. Da jedoch Jesus, im Koran Isa ibn Maryam, Sohn der Maria, genannt, als Gesandter Gottes gilt, gibt es keine Konflikte mit dem Geburtsfest dieses grossen Propheten. Wo Christinnen einen Muslimen geheiratet haben, dürfen sie Weihnachten feiern. Vielerorts wird, nach westlichem Brauch, im Wohnzimmer ein Baum aufgestellt und geschmückt. Der christlichen Frau wird zum Fest gratuliert und Geschenke werden ausgetauscht.

So sieht man Ende Jahr in vielen islamischen Ländern, z.B. in Einkaufszentren, Hotels oder Clubs, reich geschmückte Bäume, die Feststimmung verströmen.

Zusammenfassende Gedanken

Anhand der aufgezeigten Beispiele wird klar, dass Bräuche vom eigentlichen Sinngehalt wegkommen, wenn sie verkommerzialisiert werden.

Umgekehrt können sie, wieder nach ihrem Ursprung befragt, die Menschen auf die Quellen ihres Glaubens zurückführen.

Was bleibt, wenn die Energiekrise die Adventsbeleuchtung reduziert oder gar löscht? Weihnachten im Schein einer einzelnen Kerze kann mehr sein als der kitschig flackernde Plastikbaum. Diese eine, einsame Kerze kann mehr Wärme ausstrahlen als tausend Lichter, denn sie verdeutlicht, dass jenes Licht, welches in einzigartiger Weise an Weihnachten aufscheint, letztlich aus dem Innern eines jeden Menschen leuchten muss, um die Welt zu erhellen.

So können Bräuche im Glauben orientierungslos Gewordener zu einer massgeblichen Stütze werden und einen wichtigen Platz als Orientierung in der religiösen Welt einnehmen.

Kompass, Polarstern und Sonnenuhren: Was können Naturwissenschaften zur Orientierung beitragen?

Jürg Junker

Vortrag von Jürg Junker an der Münsterer Tagung 2022

„Und siehe, der Stern, den sie im Aufgange gesehen hatten, zog vor ihnen her, bis er im Gehen stehen blieb, oben darüber, wo das Kind war“.



Holzchnitt von Alfred Koenig 1950

Mit diesem Bibelzitat aus Matthäus Kap. 2 Vers 9 begrüße ich Sie ganz herzlich zu meinen Ausführungen zum Tagesthema: «Wege und Horizonte - Orientierung in einer komplexen Welt» und zwar aus der naturwissenschaftlichen Perspektive.

Lassen Sie mich anknüpfen an den Vortrag meiner Vorrednerin Maria Brun, welche das Thema aus einer theologischen Sicht beleuchtete. Die Interpretation des *Sterns von Bethlehem* passt nämlich sehr gut auch zur Ausstellung im Dolderhaus mit dem Thema: „es weihnachtet sehr“. Der *Stern von Bethlehem* gäbe zwar alleine ein Vortragsthema her, wie Sie aber aus der Einladung entnehmen können, wäre er gar nicht bei meinen Ausführungen vorgesehen gewesen. Ich will mich deshalb kurzfassen.

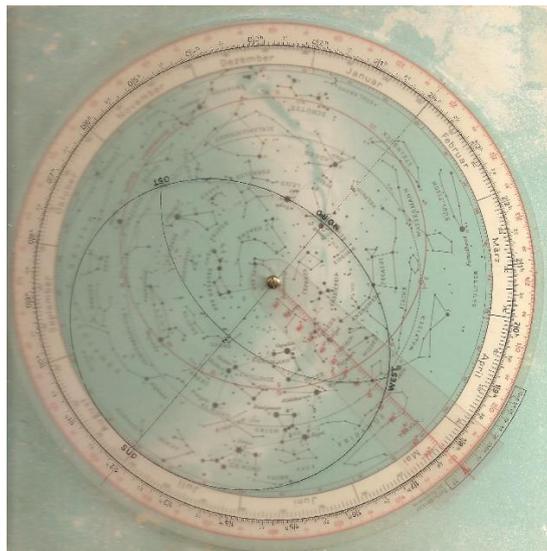
Da der Weihnachtsstern bei der am häufigsten vorgelesenen Weihnachtsgeschichte nach Lukas (Kapitel 2) mit keinem Wort erwähnt wird, sondern nur die Szene bei den Hirten, dem gemeinen Volk, beschrieben wird, kann man daraus folgern, dass das gemeine Volk keinen Stern bemerkte. Die drei Weisen aus dem Morgenland aber, die übrigens erst im Mittelalter den Status von Königen erhielten, werden heute mit „Sterndeuter“ übersetzt. Der *Stern von Bethlehem* wird deshalb heute nicht als Schweifstern gesehen (ein solcher ist ja ein Komet, und diese galten damals als Unglücksbringer), sondern als Konjunktion von den 2 hellen Planeten, dem Jupiter und dem Saturn. Wie man mit den heutigen Computerprogrammen ohne Schwierigkeiten rekonstruieren kann, trafen diese beiden Planeten auf ihrer Schraubenbewegung im Jahr 7 vor Christus dreimal aufeinander. Für die Sterndeuter aus dem Orient, die in der damaligen Zeit sowohl Astronomen als auch Astrologen waren, war diese dreifache Konjunktion ein wichtiges Zeichen. Diese wurde nämlich nachweislich schon im Jahr 10 v.Chr. vorausgesagt. Wie die Sterndeuter dann feststellen konnten, dass sich die Voraussage bewahrheitete, war dies Grund genug, die lange Reise auf sich zu nehmen. Demnach wäre Christus 7 vor Christus zur Welt gekommen!

Kommen wir nun zum eigentlichen Thema meiner Ausführungen:

Landkarte – Sternkarte

Sie alle kennen die Landkarten. Ich nehme das Blatt Hochdorf 1:25'000 mit Beromünster in der linken oberen Ecke. Diese Karte brauchten wir vor rund 40 Jahren, um uns hier in Beromünster zurecht zu finden. Alles Wichtige ist eingezeichnet: die Strassen, die Wälder, die Kirchen, ja sogar Wegkreuze sind markiert. (Ich habe gesagt vor 40 Jahren, wir könnten es auch heute noch, und ich mache es auch! Die Technik aber hat uns etwas Neues und viel Einfacheres gegeben: das Smartphone mit der App «Swisstopo», sowie den blauen Punkt, der uns auf wenige Meter genau die Position und die Richtung, in der wir marschieren, angibt. Und wer steuert den blauen Punkt? Ich werde später in meinem Referat noch darauf zurückkommen. Das Gute an diesen Landkarten war - und ist immer noch -, dass wir sie Tag und Nacht verwenden können, und zwar das ganze Jahr hindurch. Fahren wir allerdings nach Wien oder Québec, müssen wir uns eine neue Karte beschaffen.

Nicht so bei der Sternkarte. Diese können wir in Österreich und im Süden Kanadas verwenden. Nur, Sie müssen die Karte zuerst richtig einstellen: Der Tag des Jahres und die Beobachtungszeit müssen stimmen! Zudem müssen Sie wissen, ob Sommerzeit oder Winterzeit herrscht, und schliesslich müssen Sie noch berechnen, wie gross die Zeitdifferenz zwischen Zonenzeit und Ortszeit an Ihrem Standort ist! Klar, diese Differenzen sind minim und für den gewöhnlichen Sterngucker nicht relevant, der sich einfach am Himmel an den Sternbildern orientieren möchte.



Ich erinnere mich, als ich als blutiger Astroanfänger, als interessiertes Astrogreenhorn, voller Begeisterung in Zürich obige Sternkarte kaufte und dann damit auf den Balkon ging! Welch ein Frust! Wegen der Zürcher Lichtverschmutzung sah ich kaum Sterne, und wie diese wenigen Sterne in meine Karte passen sollten, war unmöglich zu eruieren. Daraufhin verschwand die Sternkarte sicher für 2 Jahre zuhinterst in der untersten Schublade! Als ich dann in einem Kurs für praktische Astronomie die Karte zögernd wieder hervorkramte, fiel mir auf, dass sie ja gar nicht mit meinem Schulwissen der Himmelsrichtungen übereinstimmte! Sie kennen sicher eine der zwei Eselsbrücken: Norden oben – Süden unten und nun fragen Sie WO ist Westen? Ja, klar links ist Westen rechts ist Osten. Oder lernten Sie den phantasievollen Spruch: «Nie Ohne Seife Waschen» und zwar im Uhrzeigersinn bei der 12 beginnend? Schauen Sie nun auf die Sternkarte. Da haben wir den ganzen Nordhimmel mit dem Polarstern im Zentrum der Scheibe und dem Himmelsäquator als gestrichelte

Kreislinie um diesen. Und was ist dann ausserhalb des Himmelsäquator-Kreises? Das ist ein Teil des Südhimmels! Genau, wir sehen auch von der Nordhalbkugel aus auf den Südhimmel, ansonsten würde die Sonne im Winterhalbjahr ja nie scheinen! Auf der Grundplatte der Sternkarte ist der gesamte Himmel gezeichnet, den man im Verlaufe eines Jahres sehen kann. Und wenn wir nun die Beobachtungszeit (genauer die Ortszeit) auf das Beobachtungsdatum stellen, haben wir im Oval auf der drehbaren Folie den aktuellen Himmel. Und schauen Sie, wenn Norden oben ist, dann ist Osten links! Und die Erklärung: an den Himmel schauen Sie von unten nach oben, auf die Erde aber schauen Sie von oben nach unten.

Kompass – Polarstern

Sicher haben Sie schon mehrmals einen Kompass zu Hilfe genommen, wenn Sie sich orientieren mussten. Ich auch, vor allem am Tag. In der Nacht genügt mir der Polarstern, auch Nordstern genannt (sofern es keine Wolken hat!) Der Polarstern ist der einzige Stern, der sich nicht bewegt während einer Nacht und über das Jahr hinweg. Und das hat seinen Grund: die nächtliche Wanderung aller Gestirne in einem Kreis ist ja nur das Resultat der Rotation der Erde um ihre Achse. Die Erdachse aber verläuft nach Definition vom Südpol zum Nordpol und wenn wir sie durchs Weltall fortgesetzt denken, durchstösst sie die Himmelskugel am Himmelspol. Und in diesem (oder fast in diesem) befindet sich der Polarstern. Deshalb bewegt er sich von der Erde aus gesehen nicht, wenn diese sich dreht.

Und was hat nun der Kompass mit dem Polarstern zu tun? Eigentlich nichts! Lediglich zeigen beide uns ungefähr die Nordrichtung an. Hallo, Stopp werden Sie nun sagen, der Kompass zeigt uns doch genau die Nordrichtung an, oder? Da muss ich Sie leider enttäuschen. Erlauben Sie, dass ich nun etwas in die Physik aushole. Aber keine Angst, es wird nicht hochkompliziert, lediglich ein bisschen komplex, und auf das sind Sie ja auf Grund der Ausschreibung vorbereitet. Wie Sie sicher noch wissen, ziehen sich unterschiedliche Pole an: der Nordpol des einen Magneten zieht den Südpol des anderen Magneten an. Wenn nun der Nordpol der Kompassnadel gegen Norden zeigt, muss also dort der magnetische Südpol der Erde sein! Also geografisch Nord ist in der Region, wo magnetisch Süd ist. Leuchtet das ein? Die Erde ist also zu vergleichen mit einem Stabmagneten und ist deshalb mit einem magnetischen Feld umgeben. Nebenbei: dieses schützt uns vor der kosmischen Strahlung, diese besteht aus kleinsten, geladenen Partikeln. Nächste Frage: wodurch werden Magnetfelder erzeugt? Durch bewegte Ladungen, oder anders ausgedrückt, durch fliessende Ströme. Und solche Ströme gibt es im Erdinnern. Manchmal entscheiden sich die Ströme in die Gegenrichtung zu fliessen, was dann eine Polumkehrung zur Folge hat. Im letzten Jahrhundert konnte man bei Bohrungen im Atlantik mit der Glomar Challenger Erstarrungsgesteine (Vulkanite) finden, die umgekehrt zum heutigen Magnetismus erstarrt sind, woraus man auf die sehr unregelmässigen Polumkehrungen in den letzten 60 Mio. Jahren schliessen konnte. Und weil Ströme etwas Dynamisches sind, ist jetzt auch plausibel, weshalb die Magnetpole in der Zeit sich örtlich verschieben können Und jetzt ist auch klar, dass der Kompass oft sehr genau nach geografisch Nord zeigt, aber unter Umständen auch eine völlig falsche Richtung zeigen kann.

Panta rhei, das griechische Sprichwort von Heraklit, gilt nicht nur für den Magnetpol der Erde, sondern auch für den Himmelspol. Wie wir nun wissen, wird dieser durch den Durchstossungspunkt der Erdachse durch die Himmelskugel definiert. Dort wo sich der Himmelsnordpol befindet, ist ziemlich genau der Polarstern. Aus diesem Grunde bleibt er

immer an der gleichen Stelle, denn, wie ich schon gesagt habe, beschreiben die Sterne im Verlaufe eines Tages Kreise um diesen Himmelspol. Diese Kreisbewegung aber ist ja nichts anderes als der Ausdruck der Erdrotation im scheinbar ruhenden System «Erde». Nehmen sie ein analoges Beispiel: das Kind, das auf einem Rösslispiel sich im Kreis bewegt hat den Eindruck, dass die Eltern am Strassenrand sich im Kreis herumbewegen und zwar in der entgegengesetzten Richtung! Oder wenn Sie im Zug sitzen und den Eindruck haben zu fahren, dabei ist es der Nachbarzug, der in die Gegenrichtung fährt! Nun bleibt aber dieser Himmelspol nicht immer am gleichen Ort sondern beschreibt selber auch noch einen Kreis, den Präzessionskreis. Mit anderen Worten heisst das, dass der Polarstern nicht für alle Zeiten im Himmelsnordpol ist und somit die Nordrichtung anzeigt. Vielmehr wird es in gut 13'000 Jahren die Wega sein, die uns die Nordrichtung anzeigen wird. Und was hat es mit diesen 13'000 Jahren auf sich? Das ist die Dauer, die es braucht, bis die Präzession einen halben Umgang gemacht hat. Und was ist der Grund für diese Präzession? Die sich drehende Erde verhält sich wie ein Zwirbel, auf gut Mundart Hurlipuz. Sie werden sich sicher erinnern: wenn wir diesen in Rotation versetzen, dann bleibt die Rotationsachse nicht starr im Raum, sondern torkelt wie einer, der am Stammtisch zu tief ins Glas geschaut hat. Wobei, es gibt da schon noch einen Unterschied: Die Erdachse beschreibt einen Kreiskegel und somit ihr Durchstosspunkt an der Himmelskugel einen Kreis, den sogenannten Präzessionskreis. Und dieser Kreis ist in unserem Jahrhundert beim Polarstern, bewegt sich dann weg von ihm und ist in gut 26 tausend Jahren wieder beim Polarstern. Nicht anders ist es mit dem Himmelssüdpol, einzig, dass in dessen Nähe momentan kein heller Stern zu finden ist. Für die Menschen in Australien z.B. ist es eben nicht so einfach die Nord- bzw. Südrichtung zu ermitteln (es sei denn sie hätten einen Kompass!). Wie kommen diese dann auf die Südrichtung? Sie suchen sich das Kreuz des Südens, nehmen die längere Diagonale und schneiden diese mit der Verbindung der beiden Sterne Iota und Beta Carinae. Verstanden? Nein, macht nichts! Sich an den Sternen zu orientieren ist ohnehin kein Kinderspiel und braucht sehr viel Übung. Dies aber hatten die Seefahrer und Abendteurer des Mittelalters.

Funkuhr – Sonnenuhr

Wie viel Uhr ist jetzt? Als ich Student war, schaute ich immer an mein Handgelenk, heute sieht man oft den Blick aufs Handy und im Altertum schaute man auf den Schatten eines Stabes, der auf eine Sonnenuhr fiel. Und wer bekommt wohl die genaueste Antwort? Auch das ist eine Frage des Standpunktes! Die Sonnenuhr - sofern sie richtig montiert ist – zeigt immer die korrekte Ortszeit. Wenn Sie einmal vor einer Sonnenuhr stehen, sagen Sie bitte nicht: «schau, die geht ja falsch». Nein, die Sonnenuhr ist die einzige Uhr, welche die wahre Ortszeit angibt! Als Orientierungshilfe aber, in einer komplexen Welt, ist diese nicht brauchbar. Wie sollte man einen Fahrplan aufstellen, wenn in Bern und in Beromünster nicht zur selben Zeit mittags 12 Uhr ist (weil Bern westlich von Beromünster liegt, ist dort rund 3Min. später Mittag als bei uns). Aus diesem Grunde wurde die gesamte Erde in Zeitzonen eingeteilt. Aber das kennen Sie alle, es sei denn, Sie hätten damals im Geografieunterricht geschlafen! Nun haben wir noch die Armbanduhr und die Funkuhr. Ob die wohl jetzt die gleiche Zeit anzeigen?

Wenn ja, so ist die Armbanduhr möglicherweise eine Funkuhr, wenn nein, so zeigt sich hier der technische Fortschritt. Die Armbanduhr läuft vielleicht mit einer Batterie, vielleicht hat sie eine kleine Solarzelle, und wenn es eine ganz alte ist, so muss man sie noch aufziehen. Sie hat aber keinen Empfänger und das unterscheidet sie von der Funkuhr. Letztere wird gesteuert durch ein Zeitsignal, welches direkt von einer Atomuhr kommt.

Und was gewinnen wir damit? In erster Linie ist es die Gleichzeitigkeit, die über die Uhrzeit bestimmt ist. Je genauer die Zeit festgehalten wird, desto genauer kann die Gleichzeitigkeit von zwei voneinander entfernten Ereignissen festgehalten werden.

Zum Schluss bin ich Ihnen noch eine Antwort schuldig: der blaue Punkt auf dem Handy, der mir überall und immer zeigt, wo ich bin und in welche Richtung ich marschieren muss. Da unser Handy ja auch eine Funkuhr ist, ist es mit einem Empfänger ausgestattet. Dieser empfängt Signale von mind. 3 verschiedenen Vermessungssatelliten, mit deren Hilfe es seine Position errechnen kann. Satelliten, das sind von Menschenhand gemachte Körper, die um die Erde kreisen. Von diesen schwirren Tausende in unterschiedlichen Abständen um die Erde: Wettersatelliten, Übermittlungssatelliten, militärische Satelliten, Forschungssatelliten und eben Vermessungssatelliten. Letztere bilden ein weltweites Vermessungsnetz, genannt GPS (Global Positioning System), welches von den Amerikanern unterhalten wird. In der Raumfahrt werden zudem noch Sonden gestartet, welche aber, im Gegensatz zu den Satelliten, den Einflussbereich der Erde verlassen und auf fremde Welten zusteuern, welche noch viel komplexer sind als unsere Welt, womit ich am Ende meiner Ausführungen angelangt wäre.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und hoffe, dass ich Sie nicht zu stark überfordert habe. Wenn Sie mir noch eine Frage stellen möchten, können Sie mir ein Mail schreiben auf junker@gmx.ch

Jürg Junker

Weshalb brauchen wir Bräuche – und welche? Bemerkungen zu einer ernst gestellten Doppelfrage

Dominik Wunderlin

Weshalb brauchen wir Bräuche – und welche?

Bemerkungen zu einer ernst gestellten Doppelfrage

Nun knallen sie wieder, die *Geisslechlöpfer*, auf fast allen Pausen- und Gemeindeplätzen der Zentralschweiz und bis an den Fuss der ersten Jurakette.¹

Nun hängen wieder überall die Plakate für Advents- und Weihnachtsmärkte, und wo sie schon an diesem Wochenende stattfinden, zieht unvermeidlich der Glühweinduft durch die Standreihen. Auf den ersten genussvollen Biss warten nun in den Bäckereien die Anisbrötchen, Zimtsterne und anthropomorphen Gebäckbrote (früher bekannt als *Grittibänz* oder *Grättima*).

Nun laden die Arbeitgeber wieder zu Jahresabschlussessen oder zumindest zu einem Apéro riche und Vereine veranstalten einen Chlaus-Hock.

Bald schon treffen digital oder doch noch per Post Wünsche zu Weihnachten und Neujahr ein, aber selten ist noch ein Wandkalender dabei, eher aber auch schon die Einladung zu einem Neujahrsempfang, den Verbände und geschäftstüchtige Firmen als zeitgemässe Form für «Networking» und Kundenpflege entdeckt haben.

Und wenn es nicht schon vor Tagen geschehen ist: So werden in diesen Minuten erstmals vor diesem 1. Adventssonntag die Weihnachtsbeleuchtungen angeknipst und grosse Tannen, von Gemeindearbeitern mit Kugeln und Leuchtmitteln behängt, künden nun in ihrem Glanz auf die kommenden Festtage. Vielerorts als Gebot der Stunde heuer etwas Zurückhaltender, weil Energiesparen angesagt ist.

Spätestens mit Martini, wo im nahen Sursee einmal mehr die *Gansabhauet* und in manchem Haus auch Gänsefleisch auf den Teller gekommen war, sind wir in eine Zeit eingetreten, die besonders reich an Bräuchen ist. Sie mögen im öffentlichen Raum stattfinden oder im kleineren, vielleicht auch im familiären Kreis, sie können nur lokal bekannt oder allgemein begangen werden, haben christliche Wurzeln

¹ Schon diese einleitenden Sätze machen deutlich, dass dieser Vortrag kurz vor Beginn der Adventszeit gehalten wurde und auf aktuelles Brauchgeschehen Bezug nimmt.

oder einen profanen Ursprung. Fast alles orientiert sich an unserem bürgerlichen Kalender, den Papst Gregor XIII. 1582 durch seine Bulle «Inter gravissimas» verordnete.

Beginnt unser Jahr mit dem 1. Januar, so gilt als Anfang des Kirchenjahres bei allen christlichen Kirchen der 1. Adventssonntag; der Kirchenkalender überlagert somit den bürgerlichen Kalender nicht einfach, sondern er weicht um etwa dreissig Tage ab. Die Adventszeit als Vorbereitungszeit auf Weihnachten dauerte bei den Katholiken früher sechs Wochen, begann nach dem Martinstag und war auch eine Zeit des Fastens, die erst nach der Mitternachtsmesse aufgehoben wurde. Der 1. Advent ist frühestens der erste Sonntag nach dem 26. November, wie es in diesem Jahr (2022) der Fall ist. Somit wird schon heute Abend oder dann morgen auch die erste Kerze am Adventskranz entzündet, so wie es heute in vielen Kirchen und Familien der Brauch ist.

Doch was ist überhaupt ein Brauch? Für viele klingt das nach alten Zeiten, nach Miststock, Dorfleben und Trachtenrock. Den Brauchtumsfreund, den Brauchtumsträger orten viele in einer überschaubaren Welt, die als Heimat bezeichnet wird. Und dort werden Gemeinschaft und Religion hochgehalten, Fremdes und Neues abgewehrt. Doch ist es noch so? Gibt es noch die strenge Grenze zwischen Wir und den Andern? Leben nicht die meisten Menschen hybrid: Sind im lokalen Schwingclub und gehen am Samstagabend in die Pizzeria, lieben gleichermassen *Kaffi Träsch* und einen Single Malt Whisky und im Kleiderkasten liegen nebeneinander Hemden mit Edelweiss-Dekor und ein T-Shirts, das bei den letzten Ferien auf den Malediven gekauft worden ist. Und: Man ist ein begeisterter Tompeter in der Guggenmusik des Nachbardorfs, dessen Bewohner, so sagte doch der Vater, gerade gut genug sind, um sich mit ihnen an der *Chilbi* zu prügeln. Ja, und am Esstisch, wo Christus am Kreuz leidend aus dem Herrgottswinkel auf die die Grossfamilie herunterblickte, hiess es: «Bring mir ja nie von dort eine Frau nach Hause». *Tempi passati*, und doch hat alles mit unserer Kultur zu tun, mit jener von gestern und mit der von heute, im Dorf, in der Kleinstadt und auch in der Grossstadt, die durch unterschiedlich durchmischte Quartiere gekennzeichnet ist. Und Teil der Kultur in unserer Zivilgesellschaft sind da wie dort auch die Bräuche, die

Halt und Orientierung geben und auch das Jahr strukturieren – und wie noch zu zeigen ist, auch integrierend sein können.

Zu definieren, was ein Brauch ist, wurde schon unzählige Mal versucht. Ich nenne nachfolgend zwei Definitionen, die das Wesentliche berücksichtigen. Im «Wörterbuch der deutschen Volkskunde» der Volkskundler Erich und Beitzl steht unter dem Stichwort «*Volksbrauch*»: *«Im Sprachgebrauch des Volkes wie der [wissenschaftlichen] Volkskunde ist Brauch das Tun einer Gemeinschaft (Familie, Sippe, Nachbarschaft, Burschenschaft, Zunft, Dorf), das durch Herkommen geheiligt, jedenfalls verpflichtend ist. Brauch kann auch die Handlung eines einzelnen sein, sofern er dabei im Geist einer Gemeinschaft handelt.»*²

Für Kollege Werner Metzger, emeritierter Volkskunde-Professor aus Freiburg i. Br. kann die Handlung des Einzelnen nicht als Brauch bezeichnet werden: *«Ein Brauch ist gemeinschaftliches Handeln; dazu gehören also mehrere Menschen. Wenn ich täglich eine Kerze anzünde und das schön finde, ist das ein Ritual, aber kein Brauch. Zum Brauch gehört eine Gruppe von Menschen, die Handlungen in festen, stark ritualisierten Formen begehen. Diese Handlungen kehren regelmäßig wieder, meist im jährlichen Rhythmus und die Formen müssen durch eine gewisse Tradition gefestigt sein.»*³

Der aus dem lateinischen «*traditio*» stammende Begriff «Tradition», der für Überlieferung von Wissen und Handeln steht, betont in unserem Kontext das Weiterreichen einer Brauchpraxis. Was wirklich damit gemeint ist, verdeutlicht die Redewendung: *„Tradition ist nicht das Halten der Asche, sondern das Weitergeben der Flamme“*.⁴ Bräuche

² Erich, Oswald E. / Beitzl Richard; Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Neu bearbeitet von Richard Beitzl, unter Mitarbeit von Klaus Beitzl. Stuttgart 3. A. 1974, S. 863.

³ Werner Metzger: Wie ist ein Brauch definiert? In: <https://www.swr.de/wissen/1000-antworten/kultur/1000-antworten-1860.html> (abgerufen am 21. November 2022).

⁴ Als Urheber dieses Satzes, auch in leichten Abwandlungen, werden ganz unterschiedliche Personen genannt: Thomas Morus, Benjamin Franklin, Gustav Mahler, Jean Jaurès ...

werden weitergegeben und zur Tradition, doch es gibt Traditionen, die keine Bräuche sind.

Es besteht heute eine breite Zustimmung, dass man mit Brauch das gemeinschaftliche Handeln meint. Da (normalerweise) jeder Mensch Teil einer Gemeinschaft ist, kann sich niemand allen Bräuchen vollständig entziehen. Weder auf dem Land noch in der Stadt. Dies ist zu betonen, da man früher oft meinte, wirklich alte Bräuche werden nur auf dem Lande, vorzüglich in den Bergen gelebt.

Paul Geiger, Basler Volkskundler und Mitbegründer des Monumentalwerks «Schweizerischer Atlas für Volkskunde», hielt 1948 dagegen: *«Und doch treffen wir in der Stadt auf richtiges Brauchtum. Wie könnte man sich den Basler ohne Fastnacht und Morgenstreich mit Trommeln und Pfeifen, mit Maskentreiben und Intrigieren, wie den Zürcher ohne Sechseläuten, den Berner ohne Zibelemärit und Genf ohne Escalade. Auch kleine Städte lieben ihre Feste: Sursee freut sich auf das Narrenlaufen, St. Gallen auf sein Kinderfest, Aarau auf seinen Bachfischet und Neuenburg auf die Armourins. So hat die Stadt ihre Feste; sie hat auch ihre Bräuche, die man kaum beachtet. Mancher wird erstaunen, wenn er im Kanton Bern mit anderen Mietterminen rechnen muss, wenn er vom Berner ohne weiteres mit «ihr» angeredet wird oder im Appenzell gar mit «du».*⁵

Solches dürfte heute niemanden mehr stören, in der das Duzen weiterhin auf dem Vormarsch ist, und man sich bei einer freundschaftlichen Begrüssung höchstens die Frage stellen muss: ein, zwei oder gar drei Wangenküsschen? Aber wen das stört, was auch in unser Brauchleben gehört, der kann natürlich die Frage stellen: Warum schaffen wir Bräuche nicht ab?

Die Frage mag seltsam klingen, aber Kulturwissenschaftler und Brauchforscher wissen natürlich, dass in der Vergangenheit gewisse Bräuche nicht einfach eingegangen, verschwunden sind, sondern

⁵ Geiger Paul: Lebendiges Brauchtum. SA aus: Schwengeler Arnold H.; Schweizerische Demokratie 1948-1948». Murten (1948), S. 3.

gelegentlich auch durch Verbote ausgerottet wurden. Zu erwähnen wäre da das Fasnachtstreiben in vielen Teilen der Schweiz, erfolgreich verboten durch die Reformation des 16. Jahrhunderts mit der geradezu genialen Begründung: Da das Fastengebot aufgehoben, ist braucht es auch keine orgiastischen Festlichkeiten direkt davor. Zugeben, das liegt weit zurück, doch wir wissen von Lehrern und katholischen Geistlichen, die noch Jahrhunderte später, ja bis ins 20. Jahrhundert eifrig Maskeraden untersagten. Denn ihnen verborgen war der historische Hintergrund fastnächtlichen Tuns, der nicht in vorchristlich-heidnischer Zeit sondern im christlichen Mittelalter liegt. Damals galt sozusagen durchs Band weg – *avant la lettre* – die «mythologische Kontinuitätsprämisse».⁶

Ob letztlich auch der Pfeffiker Pfarrer an heidnisches Tun geglaubt hatte, als er der lokal bekannten Maskengestalt, dem *Lälli (Tüfel)*, das Erscheinen am Friedhof untersagte? Begründet hatte er sein Machtwort allerdings anders: Die Kinder hätten sich nicht mehr in die Kirche getraut. Auf Umwegen kam die Holzmaske vor vielen Jahrzehnten dann schliesslich ins Haus zum Dolder. Dieser Musealisierung darf aber bestimmt nicht angelastet werden, dass heute das Fasnachtstreiben in Pfeffikon sehr bescheiden ist.

Bleiben wir noch kurz beim Verschwinden von Bräuchen. Schuld daran musste indes auch nicht ein explizites Verbot sein. So sind die einst sehr verbreiteten Heischezüge an Mittfasten bis zur Mitte des letzten Jahrhunderts weitestgehend darum verschwunden, weil sie als Bettelzüge der Kinder diffamiert wurden. Vergessen war damals, dass Heischen ein überliefertes Brauchrecht war: Mit Liedern und Versen holte man bei den etwas mehr Begüterten als Entgelt für erbrachte Leistungen (z. B. Neujahrsanwünschen, *Rären* in der Karwoche) Geld und Lebensmittel, das man gemeinsam verbrauchte und verzehrte.

⁶ Brückner, Wolfgang: *Bilddenken. Mensch und Magie oder Missverständnisse der Moderne*. Münster 2013, S. 13.

So bescheiden diese Brauchübung war, sie tat einer Dorfgemeinschaft gut, sorgte für den Zusammenhalt und für das Zusammenleben. Wer sich umschaute - im In- wie im Ausland - trifft viele kleinere und auch grössere Dörfer, die ausser Bräuchen im privaten Rahmen, keine Feste und Bräuche kennen, die gemeinschaftlich gefeiert werden. Erkundigen wir uns bei den Einheimischen nach dem Befinden, wird sofort klar, dass vor Ort um das Manko weiss, doch auch erkennt, dass die Kräfte zu einer Initiative fehlen oder dass sich die Tatkräftigen bereits in Nachbargemeinden, in der nahen Stadt engagieren.

Aber es gibt auch die Gemeinden, in denen es anders läuft! Nach dem Vorbild von Dörfern im Zürcher Oberland, wo zuverlässige Nachrichten von *Räbeliechtli*-Umzügen bereits aus den 1920er Jahren bestehen, begann man seit den 1950er Jahren vor allem in Kindergärten zunächst in einzelnen Gemeinden des zentralen Mittellandes und auch in der Nordwestschweiz, *Räbeliechtli* zu schnitzen.⁷ Der anschliessende Umzug, dem sich vielleicht noch eine warme *Schoggi* oder sogar eine Kürbissuppe anschloss, verbreitete sofort Freude im Dorf – und führte zum Entschluss, dass es im nachfolgenden Jahr eine Wiederholung geben sollte. Vor allem in Gemeinden, wo die kommunale Agenda nicht schon mit Anlässen aller Art reich gefüllt ist und namentlich in Neubauquartieren und in sogenannten Schlafgemeinden fand das Herumziehen mit Rübenlichtern rasch Nachahmung, erfasste nach und nach das ganze Land – auch jenseits der Sprachgrenzen. Längst zählen die *Räbeliechtli*-Umzüge zum lokalen Brauchtum. In der «Nationalen Liste der lebendigen Traditionen in der Schweiz» (des Bundesamts für Kultur und der Schweizerischen UNESCO-Kommission) sind die Umzüge als Kulturerbe des Kantons Zürich aufgeführt; verzeichnet sind zudem u. a. die *Räbechilbi* von Richterswil, die Bochselnacht von Weinfelden und der Aarauer Bachfischet als Bräuche mit Laternen, geschnitzt aus Rüben.

⁷ Strübin, Eduard: Lichterumzüge von Kindern im Spätherbst. Erste Ergebnisse einer Umfrage. In: Schweizer Volkskunde 70 (1980), S. 17-23. – Ders.: Ein neuer Baselbieter Brauch? Kinderumzüge mit Rübenlichtern im Spätherbst, in: Baselbieter Heimatblätter 46 (1981), S. 65-79.

Zu nennen wären auch noch das ältere, im ganzen alemannischen Raum bekannte Aufstellen von Rüben- oder Durlipsgeistern und die erst seit jüngerer Zeit verbreiteten Kürbis-Lichter zu Halloween. Dieser aus Irland via den USA nach Europa zurückgekommene Brauch (in der Nacht auf Allerheiligen – *All Saints Eve*) wird gerne als unnötiger Import bezeichnet, ja diffamiert und abgelehnt.

Der Kulturwissenschaftler registriert dies ohne Wertung; er beobachtet hier einen Masken- und Schreckbrauch, der nach zögerlichen Anfängen bereits in den 1980er Jahren längst nicht mehr nur unter Expats gefeiert wird. Interessant ist die rasche Reaktion des Handels und des Unterhaltungsgewerbes auf die Innovation, und es ist die Frage erlaubt, ob Halloween die Fasnacht konkurrenziert oder vor allem dort eine hohe Akzeptanz erfährt, wo Fasnacht kaum oder gar nicht gefeiert wird.

Auf jeden Fall zeigt sich an den Beispielen *Räbeliechtli*-Umzug und *Halloween*, dass sich unsere heutige Gesellschaft nicht von Bräuchen verabschieden will, sondern im Gegenteil sich offen gegenüber neuen Bräuchen zeigt. Es besteht ganz offenbar das Bewusstsein, dass sie jedem einzelnen Akteur innerhalb einer Gruppe Halt, Schutz und Selbstbewusstsein geben und das menschliche Zusammenleben ordnen.

Weshalb wir Bräuche brauchen, ist aus dem Vorgenannten gewiss schon teilweise erhellt worden. Eine explizite Antwort kann aber mit Blick auf den eben erwähnten *Halloween* lauten: Entgegen einer Feststellung der NZZ von 2020⁸ leben wir weiterhin in einer Erlebnis- und Spassgesellschaft. So richtig ausleben kann man dies während der Fasnacht in der sogenannten fünften Jahreszeit. Hier findet die Narretei sowohl bei den Aktiven wie bei den Passiven stets grossen Zuspruch. Wenn man sich manchmal auch bei gewissen Fastnachten fragt, die bevorzugt von Tourismusorganisationen beworben werden, ob das noch Spass macht, bleibt selbst dort die Fastnacht ein Brauch, den es auch zukünftig wohl weiterhin braucht. Er gibt trotz allem dem Einzelnen

⁸ Das Ende der Spassgesellschaft. Nun kann uns nur noch der Humor retten. (NZZ, 28. Januar 2020)

Gelegenheit, für Stunden oder einige Tage jemand anders zu sein, unbeschwert in der Gruppe zu feiern und zu festen, Kreativität auszuleben und in der Rolle des Hofnarrs aktiv der Gesellschaft und der Politik den Spiegel vorzuhalten.

Doch damit ist die Frage nach dem «Weshalb» keineswegs abschliessend beantwortet. Für mich ganz wichtige Funktionen eines Brauches sind jene der Förderung der Integration und des Gemeinschaftsgefühls. Ich möchte dies mit zwei Beispielen illustrieren.

Erstes Beispiel: In wenigen Tagen ist 1. Dezember. Dann ist der Moment da, am Adventskalender das erste Türchen zu öffnen. Doch dieser temporäre Zeitmesser, den man erst seit 1920 auch mit Türchen kennt, ist nur eine von vielen Formen in seiner nunmehr 120 Jahre alten Geschichte.⁹

Eine sehr bemerkenswerte Variante ist der begehbare Adventskalender. Er beachtet zwar das Prinzip des Adventskalenders als Zeitmesser, aber er verlässt das Grundschema des Türchenkalenders radikal. Denn der begehbare Adventskalender kann nicht von einem Standort aus betrachtet werden, sondern ist erst am Heiligen Abend, wenn alle Fenster offen sind, auf einem Spaziergang durch ein Quartier oder ein Dorf vollständig zu sehen. Der begehbare Adventskalender (auch Dorf- oder Quartier-Adventskalender) ist das Resultat eines Gemeinschaftswerks von idealerweise 24 Anwohnern, die sich zur Gestaltung eines von der Strasse gut sichtbaren Fensters im Quartier oder Dorf verpflichten. In der Wahl der Gestaltungsmittel und im Thema ist jeder frei, doch naheliegend ist, dass z. B. die Fenster zum Nikolaustag oder zum Heiligen Abend eine entsprechende Darstellung zeigen. Oft ist das letzte Fenster am Pfarrhaus, oder es wird durch die Krippe in der Kirche gebildet.

Das Öffnen des ersten Fensters erfolgt meist im Rahmen einer besonderen Feierlichkeit. Die weiteren Fenster werden – jeweils nach

⁹ Vgl. u. a.: Gajek, Esther: Adventskalender, München 1988. – Wunderlin, Dominik: «Nun öffnen wir das Fensterlein ...». Luzern 1996.

dem Eindunkeln - in aller Stille geöffnet. Es gibt aber auch Orte, wo allabendlich derjenige sein Haus für spontane Stubenbesuche offenhält, der mit der Öffnung eines neuen Fensters an der Reihe ist. Gemäss mir vorliegenden Berichten stellen sich im Verlaufe des Abends oft bis zu 60 Personen zu einem Schwatz und zu Kaffee, Tee und Weihnachtsgebäck ein! Diese Stubenbesuche, so wird immer wieder bemerkt, besitzen eine grosse integrative Kraft und seien ein wertvoller Beitrag zur Hebung des Gemeinschaftsgefühls in Dorf und Quartier. Dazu diene auch die verschiedentlich übliche, gemeinsame Begehung des Adventskalenders am Stefanstag oder am Tag der Heiligen Drei Könige.

Der Brauch des begehbaren Adventskalenders ist eine noch junge Innovation. Als ich 1988 erstmals von einem solchen Schweizer Dorfadventskalender hörte, vermutete ich spontan eine Übernahme einer deutschen Praxis. Aber meine Recherchen belehrten mich bald, dass das Innovationszentrum im aargauischen Mittelland liegen muss.¹⁰ Es zeigte sich, dass es unter den ersten oft Gemeinden waren, wo Ende des letzten Jahrhunderts ein starkes Bevölkerungswachstum durch Neuzuzüger erfolgt war. Zeitlich kann ich bis heute diese besondere Form des Adventskalenders nicht weiter als bis ins Jahr 1985 zurückverfolgen. In Deutschland, so erfuhr ich später, wurde erst zehn Jahre später, also um 1995, die Idee des begehbaren Adventskalenders nach Berichten aus den Medien übernommen, zuerst vermutlich in Unterfranken und in Chemnitz.

Heute findet man den begehbaren Adventskalender weitherum in der deutschen Schweiz, weniger in der Westschweiz und kaum im traditionell katholischen Tessin, wo die Krippe noch immer einen hohen Stellenwert geniesst und deshalb eher ein weihnachtlicher Parcours zu privaten, in Hausnischen aufgebauten Krippen organisiert wird.

Das soeben Erzählte beweist, dass es auch in unserer Zeit möglich ist, einen Brauch zu schaffen, der gerade in einer besonderen Zeit der Begegnung zwischen den Menschen dient und als Beitrag gegen das

¹⁰ Wunderlin, Dominik: 's isch heiligi Wiehnachtszyt. Die schönsten Advents- und Weihnachtsbräuche der Schweiz. Freiburg/Schweiz 2015, S. 51-56.

anonyme Nebeneinanderleben wertvoll ist. Dass der Adventskalender mit seiner relativen kurzen, aber in den protestantischen Pietismus des 19. Jahrhunderts reichenden Geschichte hier Pate zu einer neuen Brauchform gestanden ist, kann eigentlich nicht überraschen.

Mein zweites Beispiel entführt in den Frühling. Hier im Michelsamt allen bekannt ist der Auffahrtsumritt. Ein verwandter Brauch ist der Banntag im Baselbiet.¹¹ Dabei handelt es sich um einen Grenzumgang, den man zu den Verfassungsbräuchen zählt. Ursprünglich diente der Umgang, der auch ein Umritt sein konnte, sowohl der Grenzkontrolle als auch der feierlichen Segnung der Flur. Letztere und wohl primäre Funktion fiel mit der Reformation weg und nach der Anlegung der Grenzkataster nach der Mitte des 19. Jahrhunderts war das Kontrollieren des Marchsteine nicht mehr notwendig. In der Folge verschwand der Bannumgang an den meisten Orten. Als sich nun aber die Bevölkerung des Kantons Basellandschaft in den Jahren zwischen 1950 und 1970 durch Zuwanderung fast verdoppelte, nahm in vielen Gemeinden die Anonymisierung der Bevölkerung zu. Einheimische und Zugezogene fanden nicht zueinander. Da erinnerte man sich an den Banntag und erkannte in ihm eine ideale Möglichkeit, bei der sich die Eingesessenen und die neuen Bewohner in ungezwungener Atmosphäre, bei einer Wanderung durch das Gemeindegebiet und bei einer ausgiebigen Rast näherkommen. Man lernt seine neue Wohngemeinde von einer anderen Seite kennen und auch die Gemeindepolitiker sind plötzlich zum Anfassen. Obwohl es heute schwieriger geworden ist, noch immer jeden und jede zu erreichen, wenn es nach Heimat und Patriotismus riechen könnte, erweist sich der Banntag weiterhin als ideales Mittel zur Integration und zur Gemeinschaftspflege.¹²

Der Titel meines Referats beinhaltet eine Doppelfrage. Bekanntlich sind bei Umfragen Doppelfragen toxisch. Hier ist die Ausgangslage also

¹¹ Bächler-Mattmann, Helene (Hg.): Uffert. 500 Jahre Auffahrtsumritt Beromünster. (Haus zum Dolder). Beromünster 2009.

¹² Strübin, Eduard: Jahresbrauch im Zeitenlauf. Liestal 1991. S. 269 – 292.

anders – und darum sei versucht, auch auf die Frage zu antworten, welche Bräuche wir brauchen. Es sei aber gleich die Bemerkung gemacht, dass eine wissenschaftlich betriebene Volkskunde diese Fragen eigentlich nicht beantworten muss.

Ich habe vorstehend manchen Brauch erwähnt. Viele dürften Ihnen zumeist bekannt sein. Sie werden den einen mehr, den andern weniger mögen. Vielleicht lehnen Sie einen Brauch auch aus weltanschaulichen Gründen ab oder weil er die falsche konfessionelle Farbe trägt. Anstoss erregen vielleicht auch Äusserlichkeiten, die aber bei genauer Analyse konstitutiv für einen Brauch sind. Allgemein lässt sich festhalten, dass liebliche Bräuche wie zum Beispiel ein Maitanz, ein Alpabzug, ein *Räbeliechtl*-Umzug, das *Chlausjage* in Küssnacht oder die Silvesterkläuse in Urnäsch kaum Aufregung erzeugen, obwohl bei letzteren nur Männer aktiv sind.

Wenn es also um die Frage geht, welche Bräuche wir brauchen, dann schneiden wir ein Thema an, das von Fall zu Fall meist nur eine Minderheit bewegt, seit jüngerer Zeit aber dank den sozialen Medien und oft durch Agitation von Gruppen an den Rändern von Politik und Gesellschaft auch Bräuche oder zumindest Brauchelemente in Frage stellt.

Der Katalog von Bräuchen, die als Ganzes oder Teilen davon angeprangert werden, wird zusehend länger. Hier eine kleine Auslegeordnung:

- **Umweltverschmutzung** durch Feuerwerke und Höhenfeuer an Fastnacht, Bundesfeier, Silvester etc.
- **Tierquälerei** bei den Walliser Kuhkämpfen, bei den Stier- und Hahnenkämpfen, beim Einsatz von Pferden an der Fasnacht (Lärm), Kuhglocken. Ausserdem Feuerwerke und andere Knallereien als Qual für Hunde
- **Lärmbelästigung** durch das Schiessen an Fronleichnam, an Baselbieter Bannumgängen, an Bundesfeier, Silvester, Hochzeit, durch Guggenmusiken ...
- **Verletzung der persönlichen Integrität**, Grenzüberschreitungen und Übergriffigkeit an der Fastnacht, beim *Pfingschtsprützlig*, an mittwinterlichen Maskenumgängen. (Altweibermühlen!)

- **Exklusion** (Ausschluss) anderer Geschlechter: Zunftbräuche wie das *Sächsilütte*, Fastnachtsbräuche (Männercliquen), *Chlausjagen*, *Nüünichlingler* ...
- **Verletzung religiöser oder atheistischer Gefühle**, so etwa durch kirchliche Feiern im öffentlichen Raum oder auch durch das Glockengeläute (Betzeit. Messläuten; NICHT als Stundenschlag!)
- **Politische Unkorrektheit**: verletzende Darstellungen anderer Ethnien, Geschlechter in Wort und Bild. Vor allem an der Fastnacht. Aber auch Blackfacing bei den Sternsingern, verkleidete Araber bei *Sächsilütte* u. a. m.
- **Food Waste** an der Fastnacht, beim Eierleset, ...
- **Sachbeschädigung**: Knabenschaftliche Aktivitäten in der Nacht auf den ersten Mai, bei *Halloween*, Unfug am Schulsilvester (Eierwürfe an Hausfassaden, gesprengte Briefkasten)
- **Obszönes Verhalten**

Was machen wir nun mit dieser keineswegs vollständigen Aufzählung? Sie mögen vielleicht, meine Damen und Herren, da und dort den Kopf geschüttelt haben, aber sich auch an Debatten der jüngeren Zeit erinnern. Ich denke aber, dass manches durchaus zum Nachdenken anregen darf. Was vor wenigen Jahren noch nicht störte oder – sagen wir es besser: kaum jemand zu kritisieren wagte, kann heute also im Fokus stehen und zu heftigen Diskussionen Anlass geben. Angegriffene Brauchträger machen auch regelmässig die Erfahrung, dass das Argument «Man habe es immer so gemacht, es sei Tradition seit Menschengedenken, ja vielleicht sogar seit vielen Jahrhunderten» nicht mehr akzeptiert wird, so beispielsweise in aller Öffentlichkeit ein Schwein schlachten.¹³ Da gilt es nachzudenken und nach Lösungen zu suchen. Aber wir müssen auch anerkennen, dass ein grosser Teil unserer Bräuche heute als gemeinsames Kulturerbe verstanden wird.¹⁴ Voraussetzung dafür ist, dass sie offen zugänglich sind, also

¹³ Was heute geschehen kann, wenn ein Metzger versucht, einer noch halbwegs ländlichen Bevölkerung zu zeigen, wie es zum Schweinefleisch auf dem Teller kommt, ist nachzulesen in: Oberer, Heiner / Bösiger, Robert / Rieder, Jörg (Hg.): *Ausgeschlachtet, Die Schlacht um die Sissacher Metzgete*. Sissach (2018).

¹⁴ Mit der Frage «Wozu brauchen wir noch Brauchtum?» titelt der emeritierte Berliner Volkskundeprofessor Wolfgang Kaschuba ein Essay, das am 24. September 2019 vom Deutschlandfunk Kultur ausgestrahlt worden ist. <https://www.unesco.de/kultur-und-natur/immaterielles-kulturerbe/immaterielles-kulturerbe-deutschland/traditionen> (Zugriff: 20. November 2022)

niemanden wegen Herkunft, Geschlecht oder Glaube ausschliessen. Männerzünfte, kirchliche Prozessionen oder das Fastenbrechen beim Ramadan sind somit kein Kulturerbe für alle. Trotz dieser hart klingenden Feststellung: Das UNESCO-Label für Immaterielle Kulturgüter wird dennoch auch an Bräuche erteilt, die nicht für alle gleich zugänglich sind, wie z. B. die eindrücklichen Prozessionen in der Karwoche in Mendrisio. Die Südtessiner mussten sich also nicht verbiegen, damit ihr religiöser Brauch 2019 den Titel als immaterielles Weltkulturerbe bekommen hat.

Gewiss: Manche Kritik an bestimmten Brauchelementen sollte man auch nicht zu hoch hängen. Selbstverständlich gefallen Entscheide, in einen Brauch korrigierend einzugreifen, nie allen, vor allem nicht knallharten Brauchtumshütern.

Doch bleiben wir realistisch: Solange ein Brauch durch geforderte Anpassungen seinen Charakter nicht einbüsst, sondern nach der Transformation auch weiterhin grosse Akzeptanz genießt, dann darf man um sein Weiterleben nicht bangen. Schliesslich ist es Fakt, dass nur ein Brauch, der in Form und Inhalt nicht erstarrt ist, die Kraft hat, sich verändernden Bedingungen anzupassen. Was sich nicht wandeln kann und dessen Sinn nicht mehr verstanden wird, hat keine Zukunft und verschwindet aus unseren Dörfern und Städten. Ohne Wenn und Aber!

Dominik Wunderlin
Stiftungsrat
Basel

Vorfreude – die Kunst des Wartens

Brigitte Boothe

Brigitte Boothe

Vorfreude - die Kunst des Wartens

Schläft ein Lied in allen Dingen
die da träumen fort und fort,
und die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort.

(Joseph von Eichendorff)

Vorfreude schafft Lebensqualität

Wer ein Vergnügen aufschieben kann, hat mehr vom Leben. Denn Vorfreude ist die schönste Freude, wir alle kennen dieses geflügelte Wort. Und wir wissen, wenn es dann soweit ist und eintrifft, worauf man sich freute, dann gibt es zwar ein Risiko, enttäuscht zu werden, doch vor allem die Aussicht, dass wir das Ersehnte festlich begrüßen und besonders intensiv geniessen, gerade weil wir gewartet haben.

Das heisst: Vorfreude schafft Lebensqualität in der Zeit des Erwartens; und Vorfreude mobilisiert eine Kreativität geniessender Festlichkeit. Längst hat sich damit die empirische Konsumforschung (z.B. Shu & Gneezy, 2010) befasst: Wer sich erst morgen gönnt, was man heute schon geniessen könnte, verlängert und steigert das Vergnügen. Das Thema Vorfreude findet in Psychologie und Marktforschung grosse Aufmerksamkeit (Bryant&Veroff 2006; Bryant et al.2011; Chen et al. 2021). Auch die Wissenschaftspublizistik berichtet längst über die Zunahme an Lebensqualität durch den Gratifikationsaufschub (z.B. Degen & Schwoerer, 2013; Reuter 2019). Wer sich freiwillig eine Wartefrist auferlegt, also beispielsweise das Weihnachtsfest abwartet, um erst dann die gebratene Gans zu geniessen, hat durch den Aufschub doppelten Gewinn: Zum einen wird die Erwartungsspannung durch die Vorstellung vorweggenommenen Genusses versüsst oder sogar zu einer positiven Qualität ganz eigener Art. Zum andern erhöht die zurückgelegte Durststrecke den realen und besonders willkommenen Genuss.

Ein literarisches Beispiel illustriert das Vergnügen einer imaginationsgesättigten Durststrecke. In Anton Tschechows Erzählung mit dem bezeichnenden Titel „Sirenenklänge“ schwärmen die Protagonisten - müssig in ihrer Amtsstube sitzend - von köstlichen Mahlzeiten und geraten dabei in schwelgerische Wonne. Erzählend und zuhörend beschwören sie „Seligkeit“ in der Vorstellung. Sprachlich vermittelt sich das als die Schilderung festlich zeremonieller Langsamkeit und als Szenerie leiblichen, „seufzenden“ Wohlbehagens: „Ja, also, wenn Sie das Haus betreten, muss der Tisch bereits gedeckt sein; Sie setzen sich, stecken die Serviette hinter die Binde und strecken die Hand hübsch gemächlich nach der Wodkakaraffe aus. Sie giessen ihn, diesen Herzenströster, nicht etwa in ein gewöhnliches Schnapsglas ...; und Sie trinken ihn auch nicht gleich, seufzen vielmehr, reiben sich die Hände, blicken gleichgültig zur Decke auf und führen ihn, also den Wodka, erst dann lang-

sam an Ihre Lippen – sofort sprühen vom Magen aus Funken durch den ganzen Körper...Das genussüchtige Gesicht des Sekretärs nahm einen Ausdruck von Seligkeit an.“ (Edlinger 1983, S. 182–183).

Die Geburt der Vorfreude aus dem Geist der Passivität

Für die Psychoanalyse ist Warten ein Schlüsselthema. Dabei kommt die Idee des Wünschens und der Wunscherfüllung ins Spiel. Wir wünschen uns etwas, wenn wir keine Chance haben, in der Welt wirksam zu werden. Wünschen ist ein Ersatz, der unser Befinden verbessert, aber nicht zu dem Ziel führt, dass in der Welt etwas geschieht (Boothe 2013).

Neugeborene verbleiben länger andere Säugetiere in einem abhängigen Zustand, in dem der eigene Aktionsradius sehr begrenzt ist. Kinder müssen Wartezeiten überstehen und Spannungen aushalten. Sie können sich nicht selbst versorgen, doch ihr Seelenleben ist lebendig (Freud 1900; Boothe et al. 2012): Sie haben beispielsweise Hunger, sind aber auf das Warten verwiesen; das Warten wird erträglich durch das Körpergedächtnis, das etwa ein vergangenes wohliges Fütterungserlebnis vergegenwärtigt und jetzt, im Warten, vorübergehend, wenn es nicht zu lang dauert, für Wohlbefinden sorgt. Ein wunscherfüllendes halluzinatorisches Geschehen sorgt für körperliche und seelische Entspannung, auch wenn das wünschbare Ereignis noch nicht eintritt und aus eigener Kraft nicht herbeigeführt werden kann.

Wachsen die Kinder heran, so entwickeln sich auch die wunscherfüllenden Bilder und Vorstellungen weiter, sie finden zu Sprache und Form, wie das Beispiel aus den „Sirenenklängen“ bereits verdeutlichte. Die elementare Leistung, mental mit dem umzugehen, was wissenschaftlich als Befriedigungsaufschub oder Gratifikationsaufschub bezeichnet wird, könnte man als Geburt des Wunsches und der Vorfreude aus dem Geist der Passivität verstehen. Denn, wie gesagt, im Vergleich zu anderen Säugetieren verbleibt der menschliche Nachwuchs überaus lang in hilflos passiver Abhängigkeit von versorgenden und schützenden Eltern. Und die Kunst, mit Gratifikationsaufschub umzugehen, die Kunst, Passivität zu ertragen und mental in etwas Gutes zu verwandeln, bleibt lebenslang unverzichtbar (Boothe 2013; Brohm-Badry 2019). Vielleicht haben für manche Menschen die mit den coronabedingten Vorsichtsmaßnahmen verbundenen Restriktionen und Entbehrungen den Wert eines beglückenden Lebens im Reich der Vorstellungen und Phantasien und gelingenden Gratifikationsaufschubs deutlich gemacht.

Ein origineller Schulmeister und die Kunst des Wartens

Personen, die wenig Vorfreude kennen, sind reizbarer, verdriesslicher und ungeduldiger als andere, langweilen sich schnell und wären ausserstande, seufzendes Wohlbehagen aus vorgestellten Genüssen zu gewinnen. Gewöhnlich sind die Vor-Lustigen und Vor-Freudigen zugleich diejenigen, die später das erwünschte Ereignis besonders zu schätzen und zu feiern wissen. Jean Paul (1793) schuf die Gestalt des „vergnügten Schulmeisterlein Maria Wutz“. Diese Figur praktiziert in allen Lebenslagen die wunscherfüllungsorientierte

Selbstsuggestion. Schon das Schulkind Maria Wutz pflegte sich zur Versüssung des Sauer, zur Milderung von Härte Wunscherfüllendes vorzustellen und das Vergnügen durch zeremonielles und spielerisches Geniessen auszudehnen. Dabei wird Wutz nicht zum Tagträumer; er folgt lediglich den erfreulichen Gedanken „ans warme Bett“:

„Bloss dem Schulmeisterlein hatte diese Kreuzschule wenig an; den ganzen Tag freute er sich auf oder über etwas. ‚Vor dem Aufstehen‘, sagt’er, ‚freu‘ ich mich auf das Frühstück, den ganzen Vormittag aufs Mittagessen, zur Vesperzeit aufs Vesperbrot und abends aufs Nachtbrot - und so hat der Alumnus Wutz sich stets auf etwas zu spitzen‘. Trank er tief, so sagt’er: ‚Das hat meinem Wutz geschmeckt‘ und strich sich den Magen. Niesete er, so sagte er: ‚Helf dir Gott, Wutz!‘ ...; es war nicht Ergebung, die das unvermeidliche Übel aufnimmt, nicht Abhärtung, die das ungefühlte trägt, nicht Philosophie, die das verdünnte verdauet, oder Religion, die das belohnte verwindet: sondern der Gedanke ans warme Bett wars.“ (Paul 1995, S. 21)

Wer warten kann, ist besser dran

Die positive Erfahrung wird geniessend vorweggenommen; und darf man dann schliesslich ins „warme Bett“, so stellt sich wunderbares Behagen ein. Es ist wie in der Bierwerbung. Ein durstiger Mann in der Wüste - ein schäumendes Bierglas als Fata Morgana. Kein Bier kann so herrlich schmecken wie dieses. Diese kreative Vorstellungs-Arbeit ist nicht mühsig. Sie hilft dem Durstigen, noch ein Weilchen auszuhalten. Das Bild vom Bier weist nicht den rechten Weg zur Wasserquelle, erlaubt aber vorübergehend das Warten und Aushalten, so lange das zielführende Handeln verwehrt ist.

Wunscherfüllende Vorstellungen sind nicht aktivierend, sondern passivierend und selbstgenügsam. Sie sind dort nützlich, wo wirksames Handeln zunächst keine Aussichten hat; sie sind fragwürdig oder schädlich, wo wirksames Handeln Aussichten hätte. Immer wieder geht es darum, negative Erregung und unlustvolle Spannung durch wunscherfüllende Phantasietätigkeit vorübergehend zum Verschwinden zu bringen oder zu mildern, mit dem Vorteil, Spannungen eine Weile ohne Erregungssteigerung und Irritationszuwachs zu ertragen.

Wer praktisch tätig ist, dem helfen wunscherfüllende Bilder nicht weiter. Im Gegenteil, hier ist es wichtig, das konkrete Ziel sorgfältig und realistisch vor Augen zu haben (Oettingen 2015).

Die Kunst des Wartens im Experiment

Disziplin, Geduld und Verzicht: der Schlüssel zum Erfolg. Das ist die Botschaft aus dem weltweit erprobten Marshmallow-Experiment. Der vielfach ausgezeichnete Persönlichkeitspsychologe Walter Mischel, seit 1983 „Niven professor of humane letters“ an der Columbia Universität, zuvor in Stanford, Harvard und Colorado lehrend, führte erstmals an der Universität Stanford in den frühen sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts sein einfaches und amüsantes Experiment an Vorschulkindern ab dem vierten Lebensjahr durch.

Im Marshmallow-Experiment führte eine dem Kind vertraute Person den Jungen oder das Mädchen in einen Raum, in dem sich nur ein Stuhl und ein Tisch befand und darauf eine Süßigkeit, oft ein Marshmallow oder ein anderes Objekt kindlichen Verlangens. Sie konnten es gleich an sich nehmen. Doch sagte man den Kindern auch, sie könnten zwei Marshmallows haben, wenn sie den sofortigen Verzehr – bis zu zwanzig Minuten – aufschieben. Es gab Kinder, oft die Kleinsten, die auf der Stelle zugriffen. Viele andere warteten mit Erfolg. Mischel begleitete in einer Langzeitstudie das Erwachsenwerden von knapp hundert Kindern des Stanford Universitätskindergartens. Er fand, dass diejenigen, die hatten warten können, beruflich und persönlich erfolgreicher und zufriedener waren. Wissenschaftliche Bestandsaufnahmen (Mischel et al. 2011; Mischel & Ayduk 2004) und eine Übersicht zur heute weltweiten, breit differenzierten Forschung legt Mischel (2014) im neuen Buch vor; die Studien zeigen, dass Disziplin im Kindesalter den späteren Lebenserfolg, die Lebenszufriedenheit und die Gesundheit massgeblich fördert, und zwar für Angehörige unterschiedlicher gesellschaftlicher und kultureller Gruppierungen. Mischels Werk findet international lebhaftes Interesse, bei Fachleuten und Laien, ebenso das Buch des Verhaltensökonom Sutter (2014): „Die Entdeckung der Geduld – Ausdauer schlägt Talent“.

Wer warten kann, ist nicht immer besser dran

Der Erfolg ist in Sicht, die Prämie winkt. Doch was, wenn die Prämie ausbleibt? In einer Pilotstudie der Universität Rochester (Kidd et al. 2012) wurde einer Gruppe von Vorschulkindern im Versuchsdesign zunächst eine in Aussicht gestellte Gratifikation – schöne Buntstifte – vorenthalten, eine zweite Gruppe wurde dagegen nicht enttäuscht. Sodann nahmen alle Kinder am Marshmallow-Experiment teil, und es zeigten sich dramatische Unterschiede bei den insgesamt 28 Probanden. Nur eines von vierzehn Kindern der Experimentalgruppe, die zuvor enttäuscht worden waren, hielt die Wartezeit durch, um sich das zweite Marshmallow zu verdienen. In der andern Gruppe gelang das neun Kindern. Wer verzichtet, weil ihm Besseres für später versprochen wird, kann einen Reinfall erleben. Also lieber gleich zugreifen. Das Fazit der Forschungsgruppe: Einstweiliger Verzicht wird begünstigt durch verlässliche Erfahrungen. Natürlich muss die Prämie verlockend sein. Es ist aussichtslos, mit geschabten Möhren statt mit Süßigkeiten zu winken, so bedauerlich das für Zahnhygiene und Gesundheit ist. Auch Speiseeis empfiehlt sich fürs Warten nicht, es schmilzt ja gleich. Und es bringt nichts, Marshmallows anzubieten, wenn die Kinder ganze Tüten voll zu Hause haben.

Wollen oder Wünschen - Orientierung an der Realität oder Schwelgen in Bildern

Die Kinder, die im Marshmallowexperiment auf das zweite Bonbon warten, sehen im Videofilm gewöhnlich nicht so aus, als seien sie im Zustand träumerischer Passivität. Im Gegenteil, sie sind gespannt, zappeln herum, blicken gebannt auf die Prämie, halten sich den Mund zu oder drehen sich energisch auf dem Stuhl herum. Sie wollen zugreifen und versuchen, das zu verhindern. Sie sagen sich offenbar nicht „Bald darf ich's haben. Wie schön!“, sondern „Wann krieg' ich's endlich. Ich halt's nicht aus“. Die Kinder sind eingestellt auf das Wollen, darf man vermuten, nicht auf das Wünschen. Wer etwas will, erbringt

Leistungen der Orientierung an der Realität; sie prüfen die Bedingungen, unter denen man den Zugriff realisieren kann (Heckhausen & Heckhausen 2010). Wollen richtet sich auf Aktivität in der Lebenspraxis. Wer etwas wünscht, richtet sich nicht auf Aktivität in der Lebenspraxis. Er stösst einen Wunschseufzer aus: Ach, wäre das schön, wenn NN jetzt da wäre, und er imaginiert ein wunscherfüllendes Szenario. Wünschen schafft nicht Voraussetzungen für aktives Handeln im Dienst der Einwirkung auf die Realität, sondern Vorfremde, Wehmut, träumereiches Behagen oder heiteres Wohlbefinden. Wer etwas will, lässt Taten folgen. Wer etwas wünscht, genießt die Vorstellung des Gewünschten. Wer etwas will, nimmt sich selbst in die Pflicht: Du willst es, also handle. Wer etwas wünscht und sich wunscherfüllende Bilder ausmalt, genießt den Komfort der Handlungsabstinenz und der Passivität.

Der Unterschied zwischen Wünschen und Wollen liegt darin, dass die Wunschvorstellung dann selbstgenügsam ist, wenn Handlungsoptionen nicht in Aussicht stehen. Und vom Wünschen aus gibt es keine unmittelbaren, keine direkten Wege zum Handeln. Der Motivationsforscher Peter M. Gollwitzer oder der Psychologe Heinz Heckhausen unterteilen das Wünschen und das Wollen in zwei Reiche. Will man von einem Reich ins andere gelangen, muss man - so ihre Metaphero - den Rubikon überqueren. Das heisst, man muss etwas überspringen, wo es keinen nahtlosen Übergang gibt. Das Wünschen kann faul und passiv sein. Doch kann man mit dem Wünschen auch so umgehen, dass es auf einem kleinen, aber hilfreichen Umweg für die Lebensplanung für die Lebensplanung nützlich wird. Das Zauberwort ist WOOP! (Oettingen 2015).

Besteht die Gefahr, immer nur zu wünschen und damit das Handeln zu verpassen?

Wünschen kann zum Nichtstun verführen. Hier spielt das Temperament eine Rolle. Tatmenschen bringen Träumern kritische Skepsis entgegen. Träumer genießen ihre Phantasien und finden es oft gar nicht so tragisch, wenn Träume nicht in Erfüllung gehen. Tatenlustiger Aktionismus ist ihre Sache nicht.

Wünschen ist dezenter Illusionismus des Alltags. Wer nicht gut lebt, kann Imaginationen erfreulichen Lebens haben. Wer Heimweh hat, dem kommen zum Trost verklärte Bilder von damals in den Sinn. Wer sich auf ein Ereignis freut, stellt es sich in der Wartezeit vor, in leuchtenden Farben. Wer um den Verlust eines geliebten Menschen trauert, hat manchmal den Trost, sich schöne gemeinsame Erlebnisse aus der Vergangenheit ins Gedächtnis zu rufen. Sie werden als Herzensbilder, die strahlen und glänzen, bewahrt.

Zu Risiken und Nebenwirkungen

Man kann es natürlich übertreiben. Risiko eins: Man liegt tagträumend auf dem Sofa und verpasst die zielführende Tat zur rechten Zeit am rechten Ort. Den Marshmallowkindern passiert das nicht. Sie sitzen auf der Lauer wie die Katze vorm Mausloch. Risiko zwei: Man ist derart verzichtsfreudig, dass ein asketisches Ausmergeln droht. Das wäre ein Marshmallowkind, das nach zwanzig Minuten sagt „Danke für die wichtige Erfahrung. Ich verschenke meine Prämie“. Risiko drei: Man ist zu kultiviert, genießt nur noch im Schnecken-temp, bewusst, erlesen, übersieht aber die Freuden zugriffslustiger Deftigkeit. Das wären

Marshmallowkinder, die an ihrer Doppelprämie eine halbe Stunde lang knabbern, nicht ohne der Versuchsleiterin höflichst für den Genuss zu danken.

Literatur

Boothe, B. (Hrsg.) (2013). Wenn doch nur – ach hätte ich bloss. Die Anatomie des Wunsches. Zürich: Rüffel & Rub.

Boothe, B., Mosch, S., & G. Schönbacher (2012). „... bewege ich doch die Unterwelt“: Zur Aktualität der Psychoanalyse des Wunsches. In Boothe, B., Arboleda, L., Kapfhammer, N. & V. Luif (Hrsg.). (2012). Psychoanalyse in Forschung und Praxis (S. 356-367). Themenheft Psychoanalyse 16, Heft 3/4 (30).

Brohm-Badry, M. (2019). Das gute Glück. Wie wir es finden und behalten können. Salzburg: Ecwin-Verlag.

Bryant, F. B., Chadwick, E. D., & Kluwe, K. (2011). Understanding the processes that regulate positive emotional experience: Unsolved problems and future directions for theory and research on savoring. *International Journal of Wellbeing*, 1(1), 107–126.
doi:10.5502/ijw.v1i1.18

Bryant, B., & Veroff, J. (2006). *Savoring A New Model of Positive Experience*. Erlbaum: Mahwah.

Chen, Z., Hamilton, R., & Rucker, D. D. (2021). Are We There Yet? An Anticipation Account of the Return Trip Effect. *Social Psychological and Personality Science*, 12(2), 258–265. <https://doi.org/10.1177/1948550620916054>

Degen, R., & Schwoerer, M. (2013). Erst der Elektroschock, dann der Kuss. *Bild der Wissenschaft, Kultur & Gesellschaft*, 4, 72. http://www.bild-der-wissenschaft.de/bdw/bdwlive/heftarchiv/index2.php?object_id=33314335

Edlinger, K. A. (Hrsg.) (1983). *Fiat justitia: Juristengeschichten aus fünfzehn Ländern*. Wien: Neff Verlag. Darin: Anton Tschechow, *Sirenenklänge*, S. 181-188.

Freud, S. (1900). *Die Traumdeutung*. Gesammelte Werke Band II/III. London: Image Publishing 1968.

Heckhausen, J., & Heckhausen H. (2010). *Motivation und Handeln*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer. (4. Auflage).

Kidd, C., Palmeri, H., & Aslin, R. N. (2012). Rational snacking: Young children's decision-making on the marshmallow task is moderated by beliefs about environmental reliability. *Cognition*, 126, 109–114.

Köhler, T. (2007). *Freuds Psychoanalyse: Eine Einführung*. Stuttgart: Kohlhammer.

Kringelbach, M.L. & Berridge, K.C. (2011). The neurobiology of pleasure and happiness. In J. Illes & B. J. Sahakian, *The Oxford Handbook of Neuroethics* (pp.15-30). Oxford University Press.

Mischel, W. (2014). *The Marshmallow Test*. London: Bantam Press

Mischel, W., Ayduk, O., Berman, Casey, J., Gotlib, I. H., Jonides, J., Kross, Shoda, Y. (2011). Willpower over the life span: Decomposing self-regulation. *Social Cognitive and Affective Neuroscience* 6(2), 252–256.

Mischel, W., & O. Ayduk (2004). Willpower in a cognitive-affective processing system: The dynamics of delay of gratification. In R. F. Baumeister & K. D. Vohs (Eds.), *Handbook of self-regulation* (pp. 99–129).

Oettingen, G. (2015). *Psychologie des Gelingens*. München: Droemer.

Paul, J. (1793). *Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wutz im Auenthal. Eine Art Idylle. Anhang zu: Unsichtbaren Logen*. Zitiert nach der Insel-Taschenbuchausgabe (hier Wutz). Frankfurt: Insel (1995).

Reuter, T. (2019). *Warten. Eine verlernte Kunst*. Frankfurt: Westend Verlag.

Schönbächler, G., Stojkovic, D., & Boothe, B. (2015). Mapping a gap: The Concepts of the wish and wishing in Psychoanalysis and the Neurosciences. *Neuropsychoanalysis*. In Revision.

Shu, S. B., & Gneezy, A. (2010). Procrastination of enjoyable experiences. *Journal of Marketing Research*, 47, 933–944.

Sutter, M. (2014). *Die Entdeckung der Geduld – Ausdauer schlägt Talent*. Salzburg: Eco-win.